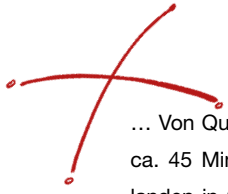




Ab in den Dschungel

Wir, die wir ja lediglich den »Großstadtdschungel« kennen, stellen uns einer neuen, realen Herausforderung. Getreu unserer Reise »Kreuz + Quer durch Ecuador« wollen wir nun im Amazonas-Dschungel auf Entdeckertour gehen ...





... Von Quito geht es mit dem Flugzeug ca. 45 Minuten in Richtung Osten. Wir landen in Coca, einer kleinen Stadt am Rande des Dschungels, im tropischen Tiefland des Amazonasbeckens, bekannt auch als Oriente (Osten). Kurios und sicherlich einmalig ist das Einreiszenario: Ein Zollbeamter sammelt die Pässe ALLER Reisenden ein – das ist schon ein eigenartiges Gefühl in der Magengegend, plötzlich so ganz »nackt« dazustehen. Dann gibt er die beiden Stapel seinem Kollegen, der sie (für alle sichtbar) einzeln hochhält. Wer sich auf seinem Foto wieder erkennt (hmmm), darf seinen Pass abholen. Damit ist das Einreisezeremoniell beendet.

In mehreren klapprigen, alten Jeeps werden wir und unser Gepäck zur »Aufnahmestation« ans Ufer des Rio Napo verfrachtet. Er bildet zusammen mit dem Rio Pastaza die beiden Hauptflüsse, die sich später zum wasserreichsten Fluss der Welt vereinen – dem Amazonas.

Im »Vorcamp« angekommen, gibt's kühle Getränke und Snacks als Stärkung sowie ein Proviantpaket und die obligatorische Schwimmweste für die uns bevorstehenden Stunden. Manche meinen sich schon mit Tropenhut, Moskitospray und dicker Sonnencremeschicht wappnen zu müssen – dabei geht's doch nur ein paar Meter weiter bis zum Bootssteg. Hier warten bereits

zwei schmale, mit starken Motoren ausgestattete Boote auf uns. Wir – das sind jetzt zwei Mal etwa 20 Personen – fahren

nun für die nächsten zwei bis drei Stunden ca. 80 km auf dem 850 km langen Fluss stromabwärts und entdecken so das pure Leben der Quichua (so heißen die Menschen hier) in ihren auf Stelzen stehenden, strohbedeckten »Behausungen« am Ufer. Wir beobachten, wie sie sich mühsam mit ihren Holzbooten und langen Stangen am Ufer »entlang hangeln«, und Kinder, die ausgelassen umhertollen. Wir sehen auch Dockingstationen, die das kostbarste Gut der Ecuadorianer abtransportieren: Erdöl. Ecuador ist mit einer Tagesleistung von ca. 25 Mio. Tonnen pro Jahr nach Venezuela, Brasilien und Argentinien der viertgrößte Erdölexporteur Südamerikas. Dafür zahlen die Amerikaner ca. 13 Mrd. US\$ – ein Schnäppchenpreis zu Lasten der Bevölkerung. Als weitere Exportschlager folgen u. a. Bananen, Fischereiprodukte, Shrimps, Schnittblumen, Kakao und Kaffee. Die Armut ist hier noch ein bisschen ausgeprägter

Mal den Dschungel mit Palmen und »Gestrüppen mit riesigem Wurzelwerk«, die bis bzw. ins Wasser ragen, vereinzelte Bäume, die doppelt so hoch sind wie die anderen (sicherlich 30 bis 40 m) und kahl in den blauen Himmel ragen. Die meisten Mitreisenden entschlummern bei der angenehmen Luft, die uns mit dem Fahrtwind ins Gesicht weht. Der Regenwald ist ein Anziehungspunkt für Biologen, Erdölgesellschaften und Pharma-Unternehmen. Auf einigen Millionen Hektar findet man hier die komplexesten biologischen Gemeinschaften, das weltweit größte Reservoir an genetischer Vielfalt. Das lockt auch Touristen aus aller Welt an, und so entstanden entlang des Rio Napo einige Lodges wie die Sani Lodge an der Chalhuacocha-Lagune, die immer noch den Kichwa-Indianern gehört, bzw. private Lodges wie z.B. die Yachana oder Liana Lodge für ein Klientel, das das Abenteuer sucht und Entdeckerlust hat. Aber das

bitte nach dem Motto »no risk – more fun« und mit ein wenig Komfort. Dafür zahlt man ja auch eine Menge Geld. Wir fahren an ihnen vorbei – ohne sie zu sehen – und biegen ab in einen Seitenarm, den Arajuno. Ein einfaches Holzschild zeigt unser Ziel: die Sacha Lodge. Das Wetter ist um diese Jahreszeit angenehm, der Himmel strahlend blau mit dicken weißen Wolken. Besonders hier

am Wasser ist es kühl, von der Luftfeuchtigkeit merken wir noch nicht so viel. Doch das soll sich ändern.



als in den Städten. Militärboote kontrollieren den an manchen Stellen 1.000 m breiten Rio Napo. Ich sehe zum ersten



Kaum ausgestiegen, mache ich mich auf den Weg, »bewaffnet« mit meinen Kameras (Panasonic FZ 50 und Canon 5D, Objektiv 28-300 mm u. a.), wild entschlossen, den erstbesten Schmetterling »abzuschießen«. Puh – die Luftfeuchtigkeit ist auf über 90 Prozent gestiegen, kein Windhauch ist zu spüren, das T-Shirt klebt sofort auf der Haut – und warum nur kann so ein Schmetterling nicht einfach mal still halten, anstatt wie wild rumzuflattern?

Während unser Gepäck aus- und umgeladen wird, machen wir uns auf den Weg zu unserem Camp. Mein Handgepäck wiegt ungefähr 12 kg. Meine komplette Fotoausrüstung mit Superobjektiven habe ich dabei, um »das Foto des Jahres« zu schießen. Der Weg ist holprig, und wenn man über die angelegten und schon teils morschen Holzstege läuft, die über den überfluteten Waldboden führen, ist Vorsicht geboten – Rutschgefahr. Und schon folgt ein weiteres Dschungel-Highlight: eine Ameisenstraße parallel zu unserem Fußweg. Zig Tausende dieser kleinen, starken Gesellen laufen im »Gänsemarsch« vor sich hin. Jedes Tierchen ist mit einem grünen Blatt beladen, um es später in einem großen unterirdischen Bau verschwinden zu lassen. Nach ca. 30 Minuten erreichen wir – ich schweißtriend – eine kleine Bootsan-

gestelle, von der man uns mit kleinen Kanus (maximal sieben Personen) durch einen engen Seitenarm zum und dann über den schwarz glänzenden Pilchicocha See zum Steg der Sacha Lodges paddelt. Von oben, im dichten Gestrüpp der Urwaldbäume schauen uns neugierig einige kleine Brüllaffen zu – und warnen, wie ihr Name schon sagt, die Tierwelt im Umkreis von mehreren Kilometern schon mal vorsichtshalber vor den neu angereisten Touristen.

Das strohbedeckte, doppelstöckige Haupthaus beinhaltet Rezeption, Restaurant, Shop und Bar. Von hier aus gehen Holzstege zu den insgesamt 26 »Villen«, die teils so tief im Urwaldgestrüpp verborgen sind, dass man sie erst auf den zweiten Blick entdeckt. Insgesamt sind es ca. 40 »Abenteurer« jeglichen Alters, die den Urwald – aufgeteilt in Gruppen – in den nächsten Tagen für sich entdecken wollen. Es sind Japaner und Engländer, Franzosen, Amerikaner und Deutsche. Russen sind (noch) keine da. Klar, denn mit High Heels und Brillis kann man/frau hier nicht punkten.

Das Essen ist auf jeden Fall ausgezeichnet, nahrhaft, kräftig, die Desserts sind süß und raffiniert dekoriert. Und – welche Überraschung – es gibt sogar Blumenschmuck auf den Tischen! Wenn das kein Luxus ist! Ebenso beeindruckt die

Tatsache, dass jede der »Stelzen-Villen« über ein richtiges Badezimmer verfügt: eine Heißwasser-Dusche und ein Wasser-WC. Statt Kühlschranks gibt es eine spezielle Wärmebox, in der die klammen Klamotten über Nacht wieder richtig schön trocken werden (Absolut lobenswert, das habe ich noch nirgendwo auf meinen Reisen gesehen!). Das Türschloss ist eine einfache Holz-Konstruktion. Fernseher gibt es nicht, als Klimaanlage fungiert ein großer Ventilator. Fensterscheiben in den Villen und im Haupthaus habe ich nicht gesehen, warum auch? Es ist hier, ca. 120 km südlich vom Äquator, mehr als warm. Fliegengitter schützen vor nicht erwünschtem Getier. Übrigens habe ich keinen einzigen Moskitostich bekommen, obwohl die weitläufige Anlage in ein teilweise sumpfiges Gebiet gebaut wurde. Liegt das an der Jahreszeit oder der Tatsache, dass ein Duftspray, ein Parfum, im Urwald nichts zu suchen hat? Auf meiner Veranda (Nr. 14) fühlt sich »Elsa«, die gefräßige Spinne, heimisch. Zufrieden hängt sie in ihrem zerrupften Netz, weil sich eine Libelle darin verfangen hat, die sie in den nächsten Tagen genüsslich verspeisen wird. Die bereitgestellte riesige Hängematte nehme ich zur Kenntnis. Ich erspähe ein rabenschwarzes Riesenmeerschweinchen, das anscheinend schon erkannt hat,





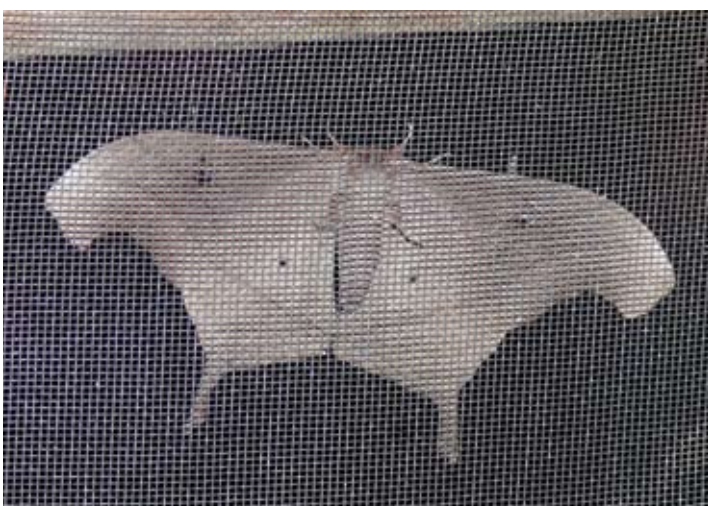
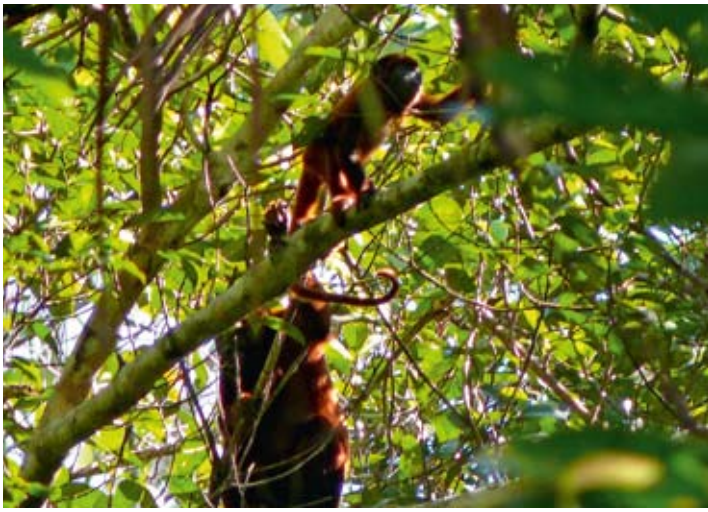
dass bei den Touris auch mal ein Happen für ihn abfällt. Sicherheitshalber hält es aber genügend Abstand und ist, kaum bemerkt, schon wieder im Unterholz verschwunden.

Ob Zeit bleibt, »Elsa« ein bisschen Gesellschaft zu leisten? Im Zimmer selbst habe ich auch einen »Gast« – eine riesige Kakerlake, die sich aber, außer dass sie mir eine »Guten Nacht« wünscht, nicht mehr blicken lässt.

Auf den ersten Blick muss ich sagen, dass ich hier genau die Kombination aus Entdeckerlust und Komfort gefunden habe, die ich mir vorgestellt hatte. Und so oder ähnlich muss auch der Schweizer Beni Ammeter gedacht und daraufhin gehandelt haben, als er 1991 ein ca. 2.500 ha großes Land kaufte. Gleichzeitig leistet er hier ein Stück Naturschutz, denn Jagen und Fischen sind verboten. Die Urbevölkerung in den Quichua-Dörfern profitiert von Dienstleistungen, die die Sacha Lodge benötigt bzw. anbietet, wie Sergio, unser Guide, der uns zusammen mit Efrain in den nächsten Tagen den Urwald erklären wird.

Den ersten Abend verbringen wir auf der Veranda und sehen zu, wie die Sonne im See versinkt. Wir lauschen auf Geräusche und suchen mit der Taschenlampe die hellgrün aufleuchtenden Augen, die kleinen Alligatoren, die sich im großen See aufhalten sollen. Ja – so haben wir uns Urwald-Romantik vorgestellt. Und was erwarten wir? Was erwartet uns? Klar, jeder will einen der raren schwarzen Panther sehen, eine Affenmama mit Baby im Arm, eine Würgeschlange wie eine 4 bis 6 m lange und ca. 100 kg schwere Anakonda und noch giftigere Spinnen und Frösche. Orchideen sollen ja hier wie Unkraut wachsen. Es soll viele Sittiche und Papageien (Aras) geben, und Tukane (die mit dem übergroßen Schnabel). Wir wollen seltene Pflanzen sehen und natürlich die übergroßen bunten Schmetterlinge. Warum nicht auch ein 4-Händegespräch mit einem der Ureinwohner, einem Indianer vom Stamme der Cofanen, die sich bunte Federn durch die Nasenwände ziehen? Sich mit ihm, dem Stammesfürst, ablichten lassen und gleichzeitig deren Lebensweise »studieren« – und doch letztendlich nichts verstehen?

Doch ganz ehrlich: Erstens ist der Urwald kein Zoo, und bei dem Krach, den wir als Großstadtwilderer machen, nimmt auch jedes noch so kleine Tier Reißaus. Und dann gibt es ja noch diese Affenhorden, meist Brüllaffen, die »ihre Weiterentwicklungen«, die homo sapiens, schon von Weitem beobachten, um die restlichen Dschungelbewohner vor diesen ungebetenen Eindringlingen zu warnen. Und so wird für mich die Spinne mit ihren riesigen Netzen zu einem Fleisch fressenden Ungeheuer, die kleine, gelb gesprenkelte Eidechse zum Dino und die harmlose »Heuschrecke« wird losspringen und mir mit ihren zwei Speeren den »Todesstoß« versetzen. Als wir dann doch darüber informiert werden, dass das eine oder andere kleine »putzige« Getier auch giftig sein kann, komme ich, kommen wir in der Realität wieder an. Wahr ist aber, dass es Nachtschmetterlinge gibt! Grau sehen sie aus, und ausgebreitet erinnern sie an fliegende Hunde (Fledermäuse).





So bleiben für uns diese kleinen, unscheinbaren Lebewesen die Hauptattraktionen, die Efrain und Sergio, unser Indianer-Nachfahre, wie von Zauberhand hinter Blättern, Baumrinden und Unterholz hervorholen. Es ist dieser kleine Lebensbereich, der uns Menschen erkennen lässt, wie wenig wir eigentlich wirklich wissen und wie unbedeutend wir (zumindest/ bzw. auch) hier im Dschungel sind. Unsere Tour geht weiter, tiefer in den Urwald hinein. Über mit Moos bedeckte, modrige Holzbalken überqueren wir Wasser, Sumpf und umgefallene Riesenbäume. Zehn Meter zurückzubleiben, um ein Foto zu schießen, ist eigentlich nicht möglich, denn prompt hat man den Anschluss an die Vorausgehenden verloren. Voll Ehrfurcht bestaunen wir die Corkwood-Bäume (*Ochroma lagopus*) mit ihren gewaltigen Ausmaßen in punkto Umfang und Höhe.

Klopft man mit der Hand auf die mächtigen glatten Wurzeln, klingen sie hohl, ähnlich einer Kokosnuss. Dass aus diesen, teils über 30 m hohen Prachtexemplaren billiges Balsa-Holz für Modellflugzeuge oder Surfbretter hergestellt wird, macht mich mehr als nachdenklich.

Oder Baumstämme, deren viele Wurzeln, dick wie Kinderarme, nicht aus dem Boden, sondern umgekehrt aus dem Stamm wachsen und sich dann im Boden verankern. Schon mal Baumstämme gesehen, die mit richtigen Dornen gespickt sind, die wie aufgepfropfte Speer-

spitzen aussehen? Rot ist auch im Dschungel eine Signalfarbe, und so gibt es wundersame Blüten, die so groß und rund sind wie ein Fußball. Andere Baumarten haben Wurzeln, die so rot sind, dass sie im ersten Augenblick eher an ein Plastikrohr erinnern.



Interessant ist auch zu sehen, in wie vielen Farben sich der Urwald präsentiert. Die Farbpalette von Grün reicht ins Unendliche. Dann wieder die harten Kontraste vom dunklen Braun bis zum strahlenden Rot. Und dann habe ich ihn gesehen – einen wunderschönen blauen Schmetterling. Bewaffnet mit meinem Tele kämpfe ich mich ein

paar Meter durch dichtes Gestrüpp, immer das Blau vor Augen. Ich schieße ein Foto nach dem anderen – immer in der Angst, er könnte einfach wieder davonfliegen. War's mein »Blitzlichtgewitter« oder ein warmer Sonnenstrahl, der sich durch die dichten Baumkronen hierher durchdringen konnte? Egal – für mich blieb der wunderschöne Schmetterling auf einem Baumstamm sitzen.

Efrain zeigt uns mächtige Termitenbauten, die in das Geäst der Bäume gebaut wurden und wie Kanonenkugeln aussehen. Hier ist Sergio zuhause und in seinem Element. Wie selbstverständlich kappt er mit seiner Machete einen bestimmten Ast und lässt uns das köstliche Wasser trinken. Aus einem simplen Palmwedel macht er ein Geflecht – zu verwenden als Hut, Innen- oder Außenverkleidung, als Wand oder Dach für die typischen Dschungelhäuser.

Spaß muss sein – auch im Dschungel. Und so haben die Guides für die Touris eine zwei armdicke Lianen zu einer Riesenschaukel zusammengebunden, mit der es sich schön weit schaukeln lässt, wie einst bei Tarzan und Jane.

Außerdem lehrt uns Efrain, dass, will man wissen, was oben in den Baumkronen passiert, man/frau nach unten auf den Boden schauen muss. Und tatsächlich, kurz bevor wir wieder im Camp eintreffen, liegt Kot auf dem Boden und oben, ganz versteckt, sitzt ein leibhafter, braun gefärbter Uhu und schaut teilnahmslos auf uns herunter.

